

Hausherrn in den vornehmen und uns zu Ehren anschmückten Speisesaal. Was weiter geschah, ist leicht zu errathen, wenn man bedenkt, dass die Seeluft zehrt und unser Gastgeber ein nobler Ungar war. Wir liessen denn auch allen den vorzüglichen Speisen und vorzüglichen Weinen, welche die Tafel in reichlichem Masse bot, alle Ehre widerfahren, umsomehr, als es hiess, selbe wären Producte der eigenen Gutswirtschaft. Der perlende Champagner und die heiteren Klänge einer Zigeuner-Capelle versetzten die Gesellschaft in eine fröhliche Stimmung. Die Unterhaltung wurde immer lebhafter, die Trinksprüche zahlreicher und leider — die Zeit kürzer. An diesem Umstand dachte ganz bestimmt Niemand von den Anwesenden, nur unser umsichtiger Führer Hermann; denn plötzlich erhob er seine Stimme und mahnte, da das heutige Programm noch einige Punkte aufzuweisen hätte, zum Aufbruche. Ausgerüstet und gekräftigt, nahmen wir Abschied von der ansiebigen Station. Herr von Meszlény liess seine eleganten Wägen, bespannt mit schönen Pferden und gelenkt von schmucken, in der ungarischen Nationaltracht gekleideten Kutschern vorfahren, wir stiegen ein und fuhren, einem Hochzeitszuge gleich, in Begleitung unseres Wirthes dem südlichen Theile des Sees zu. Am Wege wurde uns, unter Anderem, Gelegenheit geboten, ein auf dem Rohrdache eines Bauernhauses nistendes Paar des weissen Storchs beobachten zu können. Nachdem der bestimmte Punkt am See erreicht war, wurden die bequemen Fahrzeuge mit den schaukelnden Kähnen vertauscht und eine neuerliche Wasserfahrt unternommen. Der Zeiger der Uhr wies die vierte Nachmittagsstunde.

Die Sonne erglänzt noch hoch am Horizonte und ein Lüftchen weht dem auf der blanken Wasserbahn dahingleitenden Nachen kühlend entgegen. Die Rohrsänger, unsere alten Bekannten, begrüßen uns wieder, doch nicht so zahlreich und geräuschvoll als am Vormittage, auch Seeschwalben werden sichtbar, aber keine Lachmöven. Wir sind zu weit von ihrer Brutcolonie entfernt. Ueberhaupt gibt es jetzt am See weniger zu hören als Vormittags, dafür aber mehr zu sehen. Nach weiterer Fahrt nähern wir uns einem undurchdringlichen Rohrbestande, einem wahren Rohr-Hochwalde. Eine lange Gasse, die ich wegen ihrer Anlage und Ausdehnung als Andrassy út des Velenczeer Sees bezeichnen möchte, wurde da hinein zu dem Zwecke ausgehauen, um uns die Einfahrt und den Einblick in den geheimnissvollen Theil des Sees zu ermöglichen. Die ganze Flotille lenkt in dieselbe ein, ein Kahn hinter dem andern, die bewaffneten Herren voran. Ein eigenartiger, mir nicht unangenehmer, durchdringender Sumpferuch, wahrscheinlich von den fallenden Pflanzen herrührend, macht sich, je weiter, desto kräftiger, bemerkbar. Grossbeschwingte, langbeinige Vögel tauchen vor unseren Blicken auf und übersetzen, theils einzeln, theils in Flügen unsere Wasserstrasse. Es sind Nacht-, Purpur- und gemeine Reiher, welche, durch Gewehrschüsse aufgeschreckt, ihre Niststätten verlassen hatten. Ihre Zahl mehrt sich zusehends und bald bemerke ich unter ihnen ganz weisse, auffallend schlanke Gestalten, die mit gerade vorgestreckten Hälsen in

bedeutender Höhe dahineilen. Die schwarze Farbe und Abrundung ihrer Schnäbel ist trotz der Ferne wahrzunehmen. Dies waren Löffelreiher, die ersten, welche mir in der Freiheit zu Gesichte bekommen sind. Mit der Länge der Rohrgasse nahm wohl die Höhe des Rohres zu, allein die Tiefe des Wassers ab. Wir gelangten gegen Ende derselben auf eine Stelle, welche wegen der Mächtigkeit des Rohrwuchses nur geringen Ausblick gestattete und wo die Kähne in Schlamm fast stecken geblieben wären. Nur die ausgesprochenen Oologen unter uns, denen daran gelegen war, die Brutstände der Reiher zu betreten, entschlossen sich, auszusteigen, um in landestüblicher Weise, im Sumpfe watend, ihr vorgestecktes Ziel zu erreichen; die übrige Gesellschaft, darunter auch meine Wenigkeit, trat den Rückzug an. Nachdem wir die denkwürdige Sumpfstasse passiert und den freien See wieder erreicht hatten, konnten wir noch viele der umherirrenden Reiherarten, nebst einer Menge anderen Wasser-Geflügels, beobachten. Es war ein ganz besonderer, interessanter Anblick. (Fortsetzung folgt.)

Mystisch-allegorische Vogelgeschichten und deren Ursprung.

Von Robert Eder.

(Fortsetzung.)

Zu Hause angelangt, klagt er der Gattin den Tod ihrer Schwester. Ein Jahr verging, ehe es der eingekerkerten Philomele möglich wurde, eine geheimnissvolle Stieckerei, worin durch eingewebte farbige Zeichen, ihr ganzes Elend und Tereus Schandthat zu lesen war, an ihre Schwester Prokne gelangen zu lassen. Prokne, von Wuth entbrannt, tödtet ihren eigenen Sohn mit den Worten: „Du bist Tereus' Kind und würdest wie dein Vater“ reißt den Kopf vom Rumpfe, bereitet ein Mahl aus einzelnen Theilen des Körpers und setzt dieses dem Tereus vor; dieser lässt sich sein eigen Fleisch und Blut munden. Als er aber nach seinem Sohne verlangt, da ruft ihm Prokne zu: „Du hast ihn eben gegessen“ und die von ihm weit entfernt geglaubte Philomele stürzt hervor und wirft dem Erblichenden das blutige Haupt seines Sohnes in's Gesicht. Wild schreiend verflucht er sich selbst als lebendiges Grabmal seines Kindes; zu Hilfe ruft er die schlangenhaarigen Eumeniden und mit gezücktem Schwerte verfolgt er die fliehenden Schwestern. Diese aber erhielten von den Göttern Flügel, ein Federgewand umhüllte ihren Körper, Philomele flüchtete sich als Nachtigall in die Haine, Prokne suchte als Schwalbe Schutz und Zuflucht bei den Menschen in deren Wohngebäuden. Tereus aber wurde in einen Wiedehopf verwandelt.

Tereus ist als der herannahende Herbst aufzufassen, er reißt der Nachtigall die Zunge aus, denn diese schweigt nach der Sonnenwende; sie und die Schwalbe müssen vor dem Herbstriesen fliehen. Die in der Einsamkeit weilende Philomele webt ihre Leidensgeschichte in ein Gewand; das Weben ist aber auch als Weben der Zeit aufzufassen; ebenso webt Persophone unten in der Tiefe die neuen Gewänder (der Seele), weil aus dem Tode neues Leben

sich erzeugt, auch Penelope webt für Laertes ein Doppelgewand; dieses stellt die Erde im Sommer und im Winter vor. So verkünden die Nachtigall und die Schwalben durch ihr Scheiden den Herbst, durch ihr Kommen den Frühling.

Auch mit des Menschen Lebenslauf ist das Kommen und Gehen der Schwalbe sinnbildlich zu vergleichen, wie unser Rosegger dichtet:

Ist der Mensch nicht wie die Schwalbe?

Mit dem Lenze wacht er auf,
Und verbubelt einen Frühling;
Heisser Sommer folgt darauf!

Wie im Herbst die Schwalbe, zieht er heim in's ew'ge Frühlingsland.

Von den Tauben.

a) „Es gibt Tauben von sehr verschiedenen Farben. Es ist nicht möglich, die anderen in den Taubenschlag zusammenzubringen, wenn nicht zuerst die feuerfarbene Taube hineingebracht wird, der sie alle folgen. So vermochte keiner der Propheten des alten Bundes, die Menschen zum ewigen Leben zu führen. Als aber Christus vom Vater gesandt wurde, führte er alle ein zum Leben.“

b) Wenn die Tauben vereinigt fliegen, so wagt der Habicht nicht, sie anzugreifen, findet er aber eine, die abirrt, so frisst er sie. Dies ist ein Bild der Jungfrauen, denen der Teufel nichts anhaben kann, wenn sie in der Kirche versammelt sind; findet er aber eine, die abirrt, so raubt und verschlingt er sie leicht. Aber auch alle Christen sollen dies beherzigen, und sich von der Kirche Christi nicht entfernen.“

Lauchert weist auf Aelian IV, 2, hin, wo die Geschichte von der rothen, respective goldfarbenen Taube in Verbindung mit dem Cultus der Aphrodite in Eryx auf Sicilien zu finden ist. Es wurde an diesem Orte das Venusfest gefeiert, *Ἀφροδίτις* genannt, weil zur betreffenden Zeit die Göttin jährlich aus Eryx nach Libyen gehe, von allen Tauben, den ihr heiligen Vögeln, begleitet, so dass also während dieser Zeit keine mehr zu sehen sei; nach neun Tagen aber sieht man über das Meer aus der Richtung von Libyen her eine Taube von auffallender Schönheit daherfliegen, purpurroth oder goldglänzend, welcher der ganze Schwarm der andern Tauben wieder nachfolgt; dann feiern die Bewohner von Eryx das Fest der *Καταπότις*.

Im arabischen Physiologus fehlt der Abschnitt von den Tauben, ebenso in der Göttweiher Handschrift. Im Thierbuche von Guillaume (Dr. Reinsch a. a. O. 138 f.) erzählt der Dichter Folgendes: Die Tauben, die ohne Galle und Bitterkeit sind, haben die Gewohnheit, dass sie sich gegenseitig küssend, begleiten und unter Küssen in Liebe entbrennen. Sind sie im Taubenschlag, so bewegen sie sich, wenn sich die eine kluge bewegt, alle; diese führt die anderen überall hin, in's Gebirge und nach den Gereuten. Findet sie die wilde Taube, so zieht sie sie in ihren Taubenschlag und lässt sie die Wildheit vergessen. Ebenso Jesus Christus, der oft aus Sarazenen und Heiden gute Christen gemacht hat. Gott ist die geistliche Taube mit so grossen Flügeln, dass sie die ganze Welt bedecken. In Indien ist ein Baum mit grossem Schatten, auf griechisch

Paradexion genannt, was „zur Rechten“ bedeutet; unter demselben wohnen Tauben, die von der Frucht gesättigt und vom Schatten erquickt werden. Ihr Feind ist ein Drache, der sie verschlingt, wenn sie nicht unter dem Baume bleiben. Wirft der Baum den Schatten nach rechts, so ist der Drache links und umgekehrt. Der Baum ist Gott, die Frucht Jesus, der Schatten der heilige Geist und der Drache der Teufel. Die verschiedenfarbige Taube deutet dann der Dichter auf die 12 Propheten, die aschfarbene auf Jonas, die luftfarbene auf Elias, die weisse auf Johannes, die rothe auf die Passion und die grünliche (stephanin) auf den heiligen Stephan. Schliesslich berichtet er, dass eine weisse Taube jedes Jahr am Abend vor Ostern das neue Feuer nach Jerusalem bringe.

In den alten griechischen Recensionen des Physiologus bildet die Geschichte vom Baum Paradexion, die sich inhaltlich mit dem oben Mitgetheilten deckt, einen Abschnitt für sich. Eine andere Erzählung von der Taube bringt der rumänische Physiologus (Dr. Reimsch. a. a. O. S. 166): Die Taube, unter allen Vögeln die sanfteste — eine Angabe, die nochmals wiederholt wird — fliegt immer in Schwärmen, um dem Falken zu entgehen. Sie kann nicht an einem Orte leben. Das Körnchen, das sie fressen will, verschlingt sie nicht gleich, sondern sieht erst, ob der Habicht sich nicht auf sie stürzen will. In diesem Bilde erblickt der sinnige Ausleger den Menschen, der sich vor dem Teufel hütet und der die Reinheit der Seele über Alles liebt. Dem serbischen Physiologus (ibidem S. 176) gilt die Taube als ein sehr empfindsames Thier, welches sich im Schwarm vor dem Geier zu schützen sucht; immer denkt sie an den Gefährlichen, an den Gewaltigen, und wie sie seiner Macht enttrinnen könne. So soll auch der Mensch bei seinen Handlungen an den Bösen, an den Versucher, an den Verführer, an den Teufel denken, um die Reinheit der Seele und des Herzens nicht zu verlieren. Abweichend von den gewöhnlichen Sinnbildern, nämlich von den der Sanftmuth, Wachsamkeit und Reinlichkeit, wird die Taube von Leonardo di Vinci als Sinnbild der Undankbarkeit hingestellt; in seinem schon öfters angeführten Buche heisst es: Colombi-Undankbarkeit. Und diese harte Anklage stützt sich auf Folgendes: Man hat beobachtet, dass die Tauben, wenn sie so gross und stark sind, dass sie nicht mehr gefüttert zu werden brauchen, anfangen, mit ihrem Vater zu kämpfen; ja sie vertreiben ihn sogar und nehmen ihm das Weibchen (ibidem S. 190). Wenn wir solche Handlungsweise vom Standpunkte des menschlichen Sittengesetzes aus beurtheilen, so muss man die Taube des schwärzesten Undankes zeihen, und man muss vollständig dem Urtheile jener Leute beipflichten, die mit apodictischer Gewissheit behaupten, dass die Taube in weit besserem Rufe stände, als sie verdiene. Doch hinweg von diesem düsteren Bilde und schnell einen Blick geworfen in das Stilleben eines Nonnenklosters! Wie die Tauben, sollen die Nonnen sein, in dem Sinne nämlich, dass keine der Bräute Christi ohne Begleitung einer anderen oder der Oberin ausgehe. Allein wage sich keine in das Getriebe der Welt, denn der Teufel bekäme sie bald in seine

Gewalt, wie der Habicht das einzeln umherfliegende Täubchen (Hieronymus an Demetrius bei Dr. Lauchert S. 77). Eine alte Homilie (Aelfrie [Ende des 10. Jahrh.] bei Dr. Lauchert S. 159) erkennt der Taube Sanftmuth und Liebe zur Eintracht zu und hebt dann ganz besonders den Flug in Schaaren hervor, was andeuten soll: die Menschen mögen sich einigen und vereinigen, um so den Gefahren der Seele leichter und besser widerstehen zu können; weiter wird in dieser Homilie in purificatione S. Maria die symbolische Bedeutung der im mosaïschen Gesetze vorgeschriebenen Opfergaben auseinandergesetzt. Was übrigens die Opferdarbringung der Taube durch Frauen bei der Reinigung im Tempel zu Jerusalem anbelangt, so war diese nach Karl Blind ein Ueberbleibsel aus grauester Vorzeit.

Als Symbol des heiligen Geistes wird die Taube mit der Aurelle abgebildet. Die ältere geistliche Literatur macht aber in dieser Hinsicht einen Unterschied zwischen dem Bilde der Turteltaube und jenem der gewöhnlichen Taube, mit welchen beiden Symbolisirungen sie den heiligen Geist bezeichnet. Der heilige Geist wird als Taube dargestellt, wenn es sich um Dinge handelt, welche der Menge verständlich sind, da die Taube gern inmitten der Menschen ist; als Turteltaube, wenn es sich um grosse und schwierige Geheimnisse handelt, die nicht viele fassen können, da die Turteltaube gerne in der Einsamkeit lebt; ebenso, wenn der heilige Geist auf die Propheten in ihrer Zurückgegangenen herabkommt.

Auch der Messias erschien bei der Taufe des Johannes in Gestalt einer Taube. Um nun den Beweis zu erbringen, dass Christus wirklich in Gestalt einer Taube erschienen sei, benützte, nach einer allerdings unverständlichen Angabe eines Amerikaners*), einer der ersten christlichen Schriftsteller, Irenaeus, eine sonderbare Rechenkunst, die er von jüdischen Schriftstellern herübergenommen hatte und welche die wahre Bedeutung eines Wortes oder Satzes ergründen sollte: „Das Wort Taube enthält in seinen (griechischen) Buchstaben die Zahl 801. Die Zahl 8 bedeutet aber Ω, und 1 ist gleich A, also O und A, oder A und O: Nun nennt sich in der Offenbarung Johannes, der Messias da A und Ω, der erste und letzte Buchstabe des griechischen Alphabets, also ist derselbe bei der Taufe in Gestalt einer Taube herniedergefahren. Auf Grundlage dieser Rechnung bewiesen dann die Gnostiker und anderer Sectirer, dass Christus und Jesus zwei ganz verschiedene Persönlichkeiten gewesen seien. Christus sei eine übernatürliche Persönlichkeit gewesen, die sich bei der Taufe des Körpers des Menschen Jesus bemächtigt und bis zur Kreuzigung in demselben gewohnt, dann aber denselben wieder verlassen habe, so dass nicht Christus, sondern nur Jesus gekreuzigt worden ist.“

Unter den mancherlei Symbolen, welche die Taube darstellt, ist wohl jenes der Fruchtbarkeit das ursprünglichste.

(Fortsetzung folgt.)

Um Nachdruck wird gebeten.

Aus dem Vogelleben.

Von Staats von Wacquant-Geozelles.

I.

Warum findet man keine verhungerten Vögel im Winter?

Alljährlich, bei Beginn und während der für viele Menschen oft recht frohen Eis- und Schneezeit finden wir in fast allen Zeitungen die Bitte ausgesprochen, — „nun auch der armen, hungernen Vögel nicht zu vergessen.“ — Wie oft hört man da die Frage: „Ist denn die Noth der Vögel wirklich so gross? — Warum findet man denn eigentlich nie verhungerte Vögel?“ — — Diejenigen, welche diese Frage lediglich aus Wissensbegierde stellen und im übrigen den mahnenden Worten der Ornithologen, den „Aufrufen“ der Thierschutzvereine gern glauben und danach handeln, sind durchaus zu entschuldigen. — Diese Fragesteller werden ja thatsächlich nur in seltenen Fällen, — meistens aber nie im Leben eine Vogelleiche gefunden haben.

Manche andere aber, welche sich gelegentlich obiger Frage auf eigene Kenntnisse berufen, welche das Leben der Vögel auch im strengen Winter genau beobachtet zu haben vorgeben, sind nicht zu entschuldigen! — Sie stellen die alljährlich — und aus den berufensten Federn — wiederkehrenden Aufsätze, welche die winterliche Noth unserer armen Vögel wahrheitsgetreu schildern und zur Abhilfe, d. h. zur Anlage zweckmässiger Futterplätze, dringend auffordern, einfach als übertrieben, ja, sogar gewissermassen als schädlich hin und flechten dabei in ihr „Gegenbeweis-Material“, dann als Hauptmoment fast immer die Worte ein: „Ich hätte auf meinen vielen Gängen denn doch auch wenigstens einmal einen todtten Vogel finden müssen!“ — Schon diese Worte genügen dem Kundigen, um ihm den Grad und die Genauigkeit der Beobachtungen dieser betreffenden Sprecher oder Zweifler klarzulegen. — Wie traurig ist dann auch meistens das vorgebrachte „Gegenbeweis-Material“ — „gestützt auf eigene Beobachtungen und Erfahrungen!“

Nehmen wir einmal einige derartige leichtfertige Aeusserungen oder Beweisführungen aus dem Vielen, was wir in dieser Hinsicht gehört oder gelesen, heraus.

So bracht laut („ornithol. M. Schr.“ 1889, S. 469 (Aufs. v. Hofrath Prof. Dr. Liebe) im Juni 1889 das „Sehkenditzer Wochenblatt“ unter der Ueberschrift: „Soll man im Winter die Vögel füttern?“ — einen Artikel, in welchem die Anlage von Futterplätzen als schädlich verworfen wird. Der betreffende Verfasser ist der Ansicht, „dass die Vögel durch die künstlichen Futterstellen verwöhnt und bequem werden; — sie sollen sich auf leichte Weise am reich gedeckten Tisch sättigen und dann den ihnen im Naturhaushalte angewiesenen Posten nicht mehr ausfüllen, also nicht mehr den Eiern, Larven und Puppen der Insecten nachstellen. Wenn sich jetzt immer mehr die Klage erhöhe, über verheerenden Raupenfrass, so sei diess eben darauf

*) M. Biron, Madison, Wisconsin, Herausgeber der Zeitschrift „Arminia“ 1884, Jahrgang 2, Heft 11.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mittheilungen des Ornithologischen Vereins in Wien](#)

Jahr/Year: 1891

Band/Volume: [015](#)

Autor(en)/Author(s): Eder Robert

Artikel/Article: [Mystisch-allegorische Vogelgeschichten und deren Ursprung.
169-171](#)